Aus der Jugendzeit

Autor(en): **Munz, Elisabeth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573206

Nutzungsbedingungen

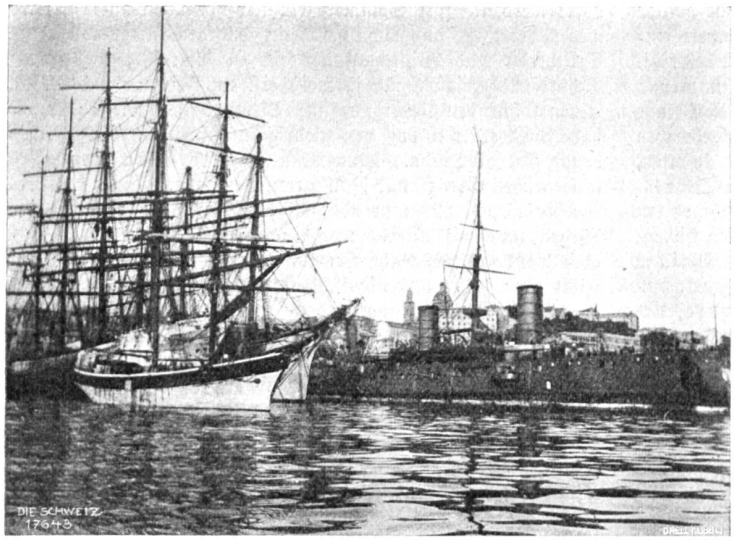
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Provence und Riviera Abb. 16. Im Hafen von Genua. Phot. J. Weidmann, Zürich.

wir besuchen und auf ihm überall frei herumgehen. Bei jeder Treppe hieß es auf die Frage, ob man da passieren dürfe: «Yes, you may!» Nur bei den Offizierskabinen antwortete der erste Befragte verneinend, während ein zweiter uns dann begleitete, die Gewehre, Geschützmunition 2c. zeigte und erklärte. Die Mannschaft besteht meist aus jüngern, frischen Burschen; sie muß an Bord bleiben, hat es aber im Hafen vor Anker nicht strenge, erhält auch alle zwei bis drei Tage einen Urlaub von vierundzwanzig Stunden. Wir Landratten müssen uns, um einen richtigen Begriff zu bekommen, das Schiff als Kaserne vorstellen. Da sieht man die intimsten Szenen: dort werden Hosen und Hemden gewaschen und zum Trocknen aufgehängt; die meisten Matrosen gehen auf Deck barfuß herum, andere liegen am Boden und spielen Poker; dort singt ein Grüppchen englische Lieder; der eine ruht in der Hängematte und schläft; ein anderer sitzt im Kasten am Verschluß der großen Panzerturmkanone und spielt auf seiner Zither, ein ungemein drolliger Anblick. Es wird geraucht, gelacht, geplaudert; die Blicke fliegen auf die schöne Stadt Genua, zu dem Kranz der den Hafen umgebenden Forts; die Besucher werden gemustert, doch stets voll Anstand behandelt, ob Italiener oder Franzose oder gar Deutscher. Unser Begleiter meinte, er hätte kürzlich einen einmonatigen Urlaub in England verbracht; dort sei es aber rauh, gerne sei er hieher zurückgekehrt: «Oh, I like the Mediterranean best!»

Nach einer raschen Fahrt durch die vielen Tunnels im Apennin, wo noch Schneeflecke lagen, und durch die flache, mit Reihen von Maulbeerbäumen und dazwischenruhenden Gehöften übersäte Poebene galt der letzte Rundgang Turin (Hotel du Nord in Via Roma, nahe beim Hauptbahnhof), weniger der geradlinigen, einförmigen, jedoch überaus belebten Stadt, als vielmehr der wunderbaren Bergsicht von der nahen Superga und dem Monte dei Cappuccini. Turin ist schon infolge seiner Lage inmitten des Alpenkranzes, der sich ununterbrochen vom Wallis bis nach Ligurien dehnt, Hauptsitz des italienischen Alpenklubs. Seine starke Sektion, angeregt von der hehren Umgebung, ist wohl die tätigste und angesehenste. Eine lange Reihe bestbekannter Namen figurieren in ihren Annalen. Der Sekretär Dr. Ag. Ferrari besitzt unstreitig die größte Sammlung alpiner Photographien: vierzig Albums voll, mit rund 16,000 verschiedenen Aufnahmen, die er durch ausgedehnten Tausch mit unendlichem Fleiß und vieler Mühe gesammelt. Vor vielen Jahren schon, also lange, bevor Bern für den Schweizer Alpenklub und München für den deutschen und österreichischen Alpenverein nachfolgten, hatte Turin auf dem aussichtsreichen Kapuzinerberg eine Sammlung alpiner Gegenstände angelegt, die jetzt vielleicht etwas alt, nichtsdestoweniger aber immer noch besuchenswert ist und gegen 25 oder 50 Cts. Eintrittsgebühr jedermann offen steht. Man findet da zunächst Photographien aus den Alpen, auch aus dem Kaukasus und Himalaja 2c., die von verschiedenen Mitgliedern geschenkt wurden, besonders hervorragend die bekannten Bilder von Vittorio Sella, dem Neffen des einstigen Ministers, Mineralogen und italienischen Alpenklubgründers Quintino Sella. Vittorio hat als Schiffsadjutant seinen Chef, den Kommandanten in der italienischen Flotte, den Herzog der Abruzzen auf den kühnen Expeditionen in schwieriges Hochgebirg, nach Alaska zur Mount Elias-Besteigung, in die Nähe des Nordpols, zum Ruwenzori in Mittelafrika begleitet, und beide befinden sich gegenwärtig in Indien, um Rekordhöhen im Karakorum-Himalaja zu gewinnen. Kenner der ungemeinen Zähigkeit, Erfahrung und Tüchtigkeit des Herzogs Ludwig Amadeus meinen, daß er es gegenüber den bisherigen 7300 m auf 8000 m oder darüber bringe. Der Herzog versucht im Himalaja das schwere Leid zu vergessen, das ihm durch Fehlschlagen seines Herzenswunsches, die Amerikanerin Miß Elkins heiraten zu dürfen, widerfahren ist. Die Hofpartei konnte ihre Einwilligung zur Heirat mit einer — wenn auch noch so tadellosen — Bürgerlichen nicht geben. Man sieht, hohe Stellung und Freiheit sind keineswegs identische Begriffe. Am freiesten ist, wer sich mit wenigem zu bescheiden versteht und seine Unabhängigkeit wahrt. ... Im Museum finden wir ferner die ganze Ausrüstung des Herzogs zur Nordpolfahrt: das Seehundsfellboot (den Kajak), die Transportschlitten, das Zelt mit den Schlafsäcken und Pelzmänteln 2c.; auch eine hübsche Kollektion von Trachtenbildern aus italienischen Alpengegenden, Karten und Reliefs, Produkte der Alpenbewohner (Geräte, Körbe 2c.), Klubhütten-Modelle, zoologische und botanische Sammlungen, ja sogar mehrere lebende Adler im Käfig. Dann wenden wir uns zu den Teleskopen und betrachten in natura die majestätische Pyramide des 3851 m hohen Monte Viso, der von Turin rasch zu erreichen ist (ich bin seinerzeit um sechs Uhr weggefahren, habe abends auf 2650 m übernachtet und war morgens neun Uhr auf dem Gipfel), die wegen ihrer frühern Besteigungsgeschichte und auch sonst interessante Rochemelon in der Richtung des Mont Cenis, den Gran Paradiso, den höchsten ganz italienischen Berg und die Mont Blanc-Monte Rosa-Gruppen.

Turin und Zürich sind einander durch die Gotthard- und Langenseebahn sehr nahe gebracht: wer morgens sieben Uhr Turin verläßt, kann schon abends fünf Uhr in Zürich sein. Unmittelbar am Südfuß der Alpen dehnen sich ungeheure Reisfelder aus, die von den Alpenflüssen her bewässert werden. Am schönen Lago Maggiore, wie überhaupt im Tessin, wimmelte es zur Osterzeit, wie üblich, von nordschweizerischen Ausflüglern; auch wir begegneten allerlei lieben Bekannten ... So pünktlich, wie sich auf unserer Hinreise in Lyon das schöne Wetter einstellte und uns unausgesetzt treu blieb, so präzis regnete es bereits in Göschenen. Das setzte den Glanz des lachenden Südens so recht ins Relief.

Dr. Carl Täuber, Zürich.

Aus der Jugendzeit.

Novelle von Elisabeth Munz, Frauenfeld.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

„Aber höre nur weiter," fuhr Hans fort. „Also, ich stand vor den venezianischen Bildern, als die Dame eintrat. Mein erster Gedanke, da ich ihr ins Gesicht sah, war der: Wie schön muß sie einmal gewesen sein! Doch wurde der gleich von dem zweiten verdrängt: Nein, wie schön ist sie heute noch! Ihr

Provence und Riviera Abb. 17. Superga ob Turin. Phot. J. Weidmann, Zürich.

weißes Haar stand in einem merkwürdigen Kontrast zu dem jugendlichen Feuer ihrer glänzenden braunen Augen, deren Blick jetzt den meinen suchte, indem sie mich mit gewinnender Freundlichkeit begrüßte. Meine Befangenheit war im Augenblick verflogen, als sie mich wie einen alten Bekannten beim Namen nannte und fragte, ob ich nicht Rheinländer, genauer Wuppertaler sei.

„Allerdings," sagte ich, „aber ich wußte nicht, daß unser schwarzes Flüßchen sich einer solchen Berühmtheit erfreut, daß man selbst hier am blauen Genfersee seinen Namen kennt."

„O," erwiderte sie lächelnd, „da unterschätzen Sie doch vielleicht unsere Kenntnisse in der preußischen Geographie. Und außerdem wissen wir Schweizer gut genug, wieviel uns die Wuppertaler Seiden- und Bandindustrie auf dem Weltmarkt zu schaffen macht. Aber Scherz beiseite, es muß Sie sehr gewundert haben, daß ich Sie zu mir bitten ließ, und das geschah nicht, um mit Ihnen über Seide und Band zu reden. Nein, ich will es Ihnen erklären. Gestern abend, als ich von draußen kommend durch den Hausflur ging, hörte ich Monsieur Mallot Ihren Namen rufen. Nun hatte ich in meiner Jugend ein paar gute Freunde, einen Herrn Hans und einen Herrn Gottfried Lindemann, und ich wüßte gern, ob Sie mit diesen beiden verwandt sind."

„Natürlich," rief ich erfreut, „Hans war mein Vater und Gottfried sein Vetter und nächster Freund!"

„Das stimmt alles wunderschön; dachte ich's mir doch gleich so, als ich Sie sah. Sie sind ihm sehr ähnlich, nur etwas kleiner und zarter geraten. Ist es richtig, was ich durch einen Landsmann von Ihnen erfuhr, daß Ihr Vater vor einigen Jahren gestorben ist?"

„Vor fünf Jahren, ja, und die Mutter vor wenigen Monaten."

„Das wußte ich nicht," sagte sie mit Wärme. „Sie Armer, wie einsam, doppelt einsam muß es Ihnen da in der Fremde gewesen sein!"

Mit diesen Worten hatte sie das Eis gebrochen. Ich vergaß, daß ich einer gänzlich Fremden gegenübersaß, ich fing an zu erzählen, von daheim und von der Mutter, und wurde nicht fertig mit Erzählen, während sie mit der freundlichsten Teilnahme zuhörte. Dann lud sie mich ein, zum Tee bei ihr zu bleiben, was ich mit tausend Freuden annahm, und so verlebte ich den ersten vergnügten Abend in Lausanne. Wie wußte sie zu erzählen aus ihrem bewegten Leben! Ihr Vater, ein gesuchter Arzt, war in seinen besten Jahren einer Epidemie, die er tapfer bekämpft hatte, zum Opfer gefallen; so sah sich ihre Mutter genötigt, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, um ihren beiden begabten Söhnen die Fortsetzung ihrer Studien zu ermöglichen. Und die tapfere Frau ergriff die sich eben bietende Gelegenheit, eine kleine, gut renommierte Fremdenpension in Venedig zu übernehmen. Cecile, die eben das Diplom für fremdsprachlichen Unterricht erworben hatte, gab ihren Plan, Lehrerin zu werden, auf und begleitete die Mutter in ihr neues Leben, während die Brüder in Lausanne und Genf weiterstudierten . . . Nun, du weißt über all das wohl besser Bescheid als ich; denn in Venedig seid ihr beiden ja in ihrem Haus gewesen. Sie hat mir manches von euch erzählt, und so erfuhr ich, daß die bewußten Aquarelle von meines Vaters Hand stammten und ihr als Andenken geschenkt worden waren. Aber ich möchte doch noch viel mehr wissen, und darum, meine ich, die Reihe des Erzählens käme jetzt an dich."

„Später, gern," sagte der Apotheker. „Aber wie ging es dann weiter? Das muß ich zuerst noch hören."

„Wie es weiterging? Das kannst du dir wohl denken, da du sie ja kennst! Als ich an jenem Abend von ihr ging, waren wir die besten Freunde geworden, und ich versprach nur zu gern baldiges Wiederkommen. Und dann kam mir alles Gute von ihr. Einer ihrer Brüder ist Professor an der Lausanner Hochschule, und dadurch hat sie lebhafte Beziehungen zu akademischen Kreisen. Häufig versammelte sich in ihren Räumen ein bunter Kreis verschiedenartigster Menschen, und es galt bald als selbstverständlich, daß ich dabei war. Da wehte eine andere Luft, als in den steifvornehmen Gesellschaften im Hause meines

Provence und Riviera Abb. 18. Umberto-Denkmal auf der Superga ob Turin. Phot. J. Weidmann, Zürich.

Chefs, zu denen ich ab und zu — so aus Gnaden — eingeladen wurde. Man besprach neue Erscheinungen in Kunst und Literatur oder soziale und ethische Fragen. Man war dabei oft recht verschiedener Meinung, und es kam zu lebhaften Debatten; aber immer war es anregend und interessant. Oder es wurde musiziert — Mademoiselle Legrand spielt meisterhaft Klavier, wie du wohl weißt — und ich holte meine verstaubte Geige wieder hervor. Auch waren junge Leute da, die den Sport liebten und mich freundlich zu diesem oder jenem aufforderten. Am liebsten bin ich mit einem ihrer Neffen auf die Berge gestiegen, und das war wieder eine neue Quelle der Freude. Und doch — es klingt vielleicht seltsam — mehr als das alles genoß ich die stillen Abendstunden an ihrem Kamin, mit ihr allein. Da wurde zusammen gelesen, musiziert und vor allem geplaudert. Was haben wir nicht alles miteinander beredet, wie verstand sie es, die Geister des Trübsinns zu bannen, die mich doch ab und zu wieder überfallen wollten! Dabei ging es nicht einmal immer sänftiglich zu; nein, sie hat mir oft nach allen Regeln der Kunst die Leviten gelesen, wie es sonst nur eine Mutter versteht, und ich bin ihr ewig dankbar dafür ... So wurde sie mehr und mehr mein bester Freund. Klingt das nicht unglaublich lächerlich, Onkel?"

„Vielleicht für einen, der sie nicht kennt, für mich gewiß nicht, Hans!"

„Ja, ich nannte sie oft scherzend «ma petite mère», und sie ließ es lächelnd gelten, wenn auch das «petite» eigentlich recht unangebracht war ... Und nun frage ich dich, Onkel Gottfried, woher ist mir dieses Glück gekommen? War da etwas zwischen ihr und meinem Vater, wie ich es mir oft gedacht habe, ja, warum ..."

„Mein Junge," unterbrach ihn der andere ernst, „das Glück kam dir aus der Fülle ihres reichen und warmen Herzens. Was aber die andere Frage angeht — ja, „warum" ist ein kurzes Wörtchen, allein die Antwort ist oft nicht so einfach. Willst du sie aber hören, so kann ich dir wohl eine alte Geschichte erzählen."

„Ob ich hören will!"

„Nun denn, im letzten Frühling waren's gerade dreißig Jahre, daß ich in Bonn ins Staatsexamen stieg. Als der Schrecken überstanden und die obligaten Abschiedskneipen vorüberwaren, sollte das Ereignis zu Hause mit einem feinen Festschmaus gefeiert werden, anders tat es der Vater nicht. So wurden die Onkeln und Tanten und die Vettern und Bäschen eingeladen, und ich ließ es mir als Festobjekt gern gefallen, daß auf mein Wohl vom besten Wein aus Vaters Keller getrunken wurde. Dennoch fehlte mir etwas zur rechten Feststimmung, und das war dein Vater. Wir beide, Hans und ich, waren von jeher die besten Freunde gewesen, und es gehörte für uns stets zur rechten Ferienfreude, daß er zu mir oder ich zu ihm kommen durfte. Und die Freundschaft wurde nicht mit den Kinderschuhen abgestreift, wie das oft geschieht; denn obgleich unsere beruflichen Studien uns von früh an verschiedene Wege führten, fehlte es uns doch nie an lebhaften gemeinsamen Interessen, und Geheimnisse gab es nie zwischen uns. Dazu kam, daß wir einander prächtig ergänzten. Dein Vater wußte mit seinem beweglichen und leicht erregbaren Temperament meine schwerere und langsamere Art immer wieder mit fortzureißen und anzufeuern, was ich als Wohltat empfand, während ich ihm anderseits manchmal in die Zügel fiel, wenn seine Begeisterung übers Ziel schießen wollte. Er wurde dann zwar oft ärgerlich und nannte mich einen ‚Philister' oder gar eine ‚kalte Hundeschnauze'; aber ich lachte nur darüber, wohl wissend, daß er bald mitlachen würde. Nun waren wir aber lange getrennt gewesen; ein ganzes Jahr hatten wir einander nicht gesehen, da Hans einen Sommer lang in einer Filanda am Comersee und dann den Winter als Volontär in einem Mailänder Haus gearbeitet hatte. Kein Wunder also, daß er mir heute besonders fehlte. So fragte ich bei erster Gelegenheit deinen Großvater, wann er wohl heimkommen würde, worauf der alte Herr gutmütig zu schelten anfing:

„Natürlich, du fragst wieder bloß dem Hans nach! Kannst du dich denn nie mit unsereinem begnügen? Aber du mußt dich wohl oder übel noch ein paar Wochen gedulden; denn Hans soll sich noch ein bißchen in Italien umsehen, nun er doch einmal da unten ist. Man weiß ja aus eigener Erfahrung, wie schlecht man herauskann, wenn man erst mal im Geschäft festsitzt; also lasse ich ihn noch ein Weilchen reisen."

„Hm," machte ich anerkennend, zu meinem Vater gewandt, „der Hans hat einmal einen großmütigen Papa!"

Das sagte ich aber ohne jeden Nebengedanken, nur weil es von altersher ein lustiger Brauch zwischen uns gewesen war, den eigenen Vater ein wenig mit der Großmut des andern zu necken, ohne daß darauf gewöhnlich etwas anderes erfolgt wäre als ein verständnisvolles Lächeln. Diesmal aber geschah etwas ganz Unerwartetes. Mein Vater sah mich an, als blitzte ihm ein Gedanke auf; dann schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch und rief:

„Junge, willst du mit? Ich schenke dir das Reisegeld für dein gutes Examen, und das soll ein Wort sein! Was meinst du dazu, Hermann?" schloß er, zu deinem Großvater gewandt.

Nun, dem war's auch recht. „Denn," meinte er, „es ist ganz gut, wenn sie zu zweien sind; dann schauen sie hoffentlich einander ein bißchen auf die Finger, und es gibt nicht zuviel dumme Streiche ..."

„Oder erst recht," ließ sich da meine Mutter dazwischen hören. Ihr wollte das Ding nicht gefallen, und sie zog die Stirn sorgenvoll in Falten. Italien! Das war ja beinahe am Ende der Welt, und was konnte dem Jungen da nicht alles passieren! Jedermann wußte doch, daß da die Räuber und Banditen zu Hause waren. Aber sie drang mit ihrer Meinung nicht durch. Mein Vater, der sie so liebenswürdig zu necken verstand, wußte auch diesmal wieder ihre Sorgen zu verscheuchen, sodaß auch sie schließlich nichts mehr einzuwenden hatte. Ich aber war noch ganz bestürzt und verwirrt von dem unverhofften Glück; denn eine Reise nach Italien bedeutete dazumal noch was anderes als heute.

Und nun war es hübsch zu sehen, wie die beiden Väter sich in den Plan vertieften und sich dabei ereiferten. Man holte die Karte herbei und reiste selbst in Gedanken in das unbekannte schöne Land. Und die Finger schoben sich weiter und weiter nach Süden; man war schon in Rom und sprach sogar von Neapel und Sizilien. Aber plötzlich rief dein Großvater dazwischen:

„Nein, Bruder, allzuviel ist ungesund! Venedig, Florenz und dann meinetwegen noch Genua und die Riviera, damit ist's genug. Für Rom sind unsere Herren Söhne noch viel zu jung, dahin können sie später mit selbstverdientem Geld reisen, wenn sie Lust haben. Also basta! Gottfried, du könntest über München und den Brenner fahren und in Verona mit Hans zusammentreffen; was meinst du dazu?"

„Daß ihr die besten und herrlichsten Väter eures Jahrhunderts seid," antwortete ich begeistert, „und daß ich mir erlaube, auf euer ganz Spezielles mein Glas zu leeren!"

Dann trank man auf eine glückliche Reise, und der schöne Tag ging unter lebhaftem Planen und Beraten fröhlich zu Ende.

Eine Woche später saß ich im Zug nach Süden, das Herz voll Glück und Wanderlust. Nun könnte ich dir viel erzählen von ein paar schönen Tagen in München, von der Fahrt über den Brenner, wo ich zum ersten Mal mit staunenden Augen die Hochgebirgswelt sah und von dem blauen Gardasee. Aber das alles gehört nicht zu meiner Geschichte. Die fängt erst wieder mit dem Augenblick an, als ich in Verona aus dem Zug sprang und Hans und ich einander voll übermütiger Freude um den Hals fielen, glücklich, wieder vereint zu sein, und glücklich über die goldenen Tage, die vor uns lagen. Ja, die Trennung hatte unserer Freundschaft kein Leids getan, das wußten wir beide vom ersten Augenblick an.

Max Buri, Brienz. Dorfklatsch.

Das neue Kunsthaus am Heimplatz in Zürich.

Hochbeglückt durchwanderten wir die engen Straßen der alten Stadt und wußten nicht, was darin interessanter und anziehender war, die herrlichen Denkmäler einer längstvergangenen großen Zeit oder das bunte Leben und Treiben der Südländer von heute. Oder wir stiegen in der prächtigen Arena herum und genossen von den höchsten Stufen den herrlichen Blick über das schöne Stadtbild und weit darüber hinaus in die blauen Berge. Dann wieder saßen wir glückselig in einer Trattoria am Marktplatz bei einer gut italienischen Colazione und dem dunkelroten Vino del paese. Natürlich hatten wir dabei unendlich viel zu fragen und zu erzählen, und zwischendurch mußte ich immer wieder deinen Vater bewundern, weil er mit solcher Sicherheit in der wohllautenden fremden Sprache mit dem Wirt verhandelte, als ob das gar nichts wäre; er aber weidete sich an meiner Unbeholfenheit und fand des Lachens kein Ende, als ich, um doch meine Kenntnisse auch zu zeigen, zum Kaffee «un poco di letto» bestellte, worauf der Kellner erstaunt fragte, ob denn der Herr so früh am Tag schon müde sei.

(Fortsetzung folgt).

Das neue Zürcher Kunsthaus.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Anton Kreuz, Zürich.

Am 17. April öffnete das neue Zürcher Kunsthaus am Heimplatz dem Publikum seine Tore. Es war ein erwartungsvoller Augenblick! Seit drei Jahren hatte man mit Spannung die Entstehung des mächtigen grauen Baues verfolgt, jede kleinste Etappe in der Entwicklungsgeschichte seiner äußern Erscheinung begutachtet und weder mit Bewunderung noch Entrüstung gekargt — kurz, hatte kritisiert, was das Zeug hielt. Man hatte in die Tiefen seines kunsthistorischen und ästhetischen Wissens hinabgelangt und sich bei der ruhigen Emportürmung des mächtigen Riesenwürfels gefragt, was ein altorientalisches Mausoleum in der Stadt Geßners und Gottfried Kellers zu tun habe, hatte kopfschüttelnd vor den geschweiften Linien des Langhauses gestanden und nicht begreifen können, warum man in einer Zeit, da überall der Ruf nach materialgemäßer Kunst laut wird, den rauhen Sandstein behandle, als ob man es mit leicht zu schneidendem Käse zu tun habe, und war vollends konsterniert, als zwischen den buchtigen Flächen ein paar bewegte Statuen erschienen, hatte sich dann aber anderseits gefreut, als diese wieder verschwanden und durch ein stilles und festgefügtes Standbild ersetzt wurden, das zwischen all der Unruh von Fensterkreuzchen und gebauschten Flächen dem Blick einen würdigen und wohltuenden Ruhepunkt gewährt.

Während so der Außenbau in jeder seiner Phasen dem respektlosen Publikum preisgegeben war, vollzog sich der Innenbau still und allen unberufenen Blicken entrückt. Ein festes Verbot ließ keinen Fuß über die Schwelle, und in der letzten Zeit schlossen massive goldene Türen auch alle neugierigen Blicke aus. So bedeutete denn die Eröffnung für das Publikum eine vollkommene Ueberraschung; diese aber war derart, daß alle Kritik verstummte und in jedem Zürcherherzen das Gefühl freudigen Stolzes über diese neue glänzende Bereicherung der schönen Stadt obenauf kam.

Nach dem Einweihungsakte, der in dem schlichten, etwas gedrückten Vestibül stattfand, einer einfachen Feier, die in Adolf Freys herrlichem Prolog gipfelte, ergoß sich die erwartungsvolle Menge über die breiten Marmorstufen der weiten Treppe in die obere Halle, das mächtige lichtvolle Treppenhaus, das — mit seinen weiten schimmernden Wänden, den goldverbrämten Friesen und glänzenden Marmorbrüstungen und seiner in Grün und Gold prunkenden Loggia selbst ein grandioser Kunstsaal — den zentralen Ausgangspunkt für die Ausstellungsräume bildet. Der unmittelbare Eindruck war der einer wundervollen imposanten Weiträumigkeit, einer leichtatmigen lichten Monumentalität, und dieser Eindruck hatte auch gleich einen bestimmten Namen: Ferdinand Hodler. „Das ist ja das reinste Hodlerhaus!" hörte ich jemanden sagen. In der Tat hat dieser auf Größe und Monumentalität gerichtete Geist die Innengestaltung des Kunsthauses in gewissem Sinne bestimmt, scheint doch der Architekt nach den Hodlerbildern der Sammlung seine Halle gestaltet zu haben, nicht allein was die Dimensionen anbetrifft, die gewaltig sein müssen, wenn Hodlers Werke nicht alles, auch ihre eigene Wirkung erdrücken sollen, sondern auch in den baulichen Einzelheiten: die vier gewaltigen Hellebardiere zu beiden Seiten der Fenster des Korridors fügen sich ihren Schmalwänden so völlig ein, die „heilige Stunde" schließt so vollkommen den hellen Langsaal ab und Hodlers „Schwingerumzug" stimmt so wundervoll zu dem